

Vom Glauben des Alten Testaments

Autor(en): **Gerber, Max**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus**

Band (Jahr): **11 (1917)**

Heft 1

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-134052>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Vom Glauben des Alten Testaments.¹⁾

Werte Versammlung!

Die religiös-sozialen Pfarrer des Kantons Graubünden haben Sie eingeladen, um in einer Reihe zusammenhängender Vorträge Rechenschaft und Zeugnis von ihrem Glauben vor Ihnen abzugeben. Die Angriffe, die von Zeit zu Zeit in den Tages- und Kirchenblättern gegen uns erhoben wurden, haben uns zur Genüge gezeigt, daß die Deffentlichkeit über unser Wollen im Unklaren ist, zum Teil auch im Unklaren gehalten werden soll.

Von der einen Seite wirft man uns vor, wir forderten zur Dienstverweigerung auf, wir diskreditierten Vaterland und Kirche, und suchten die Menschen von ihnen abzubringen, was um so merkwürdiger sei, da wir ja gerade im Dienste dieser Kirche stehen, von ihr unser Brot zu essen bekommen, dieser Kirche, an der wir nichts Gutes stehen lassen wollen. Wir seien gegen den Staat, und förderten alle diejenigen Bestrebungen, die darauf ausgehen, mit gewaltsamen Mitteln die bestehenden Zustände zu ändern, predigten insbesondere auch Antimilitarismus und forderten zu Dienstverweigerung auf, während es ja gerade jetzt besonders wichtig sei, einzusehen, wieviel wir an unserer Volksgemeinschaft haben, daß man für sie eintrete mit Gut und Blut. Zum mindesten bedeute eine solche Betonung des Sozialen eine Veräußerlichung des Religiösen, das bekanntlich mit dem innern Menschen und nicht mit dem Fleisch, den äußeren Verhältnissen, zu tun habe, stehe im Widerspruch mit der Bibel und dem Glauben der Reformatoren. Es bedeute ein Abrücken vom Wesentlichen des Evangeliums, wenn wir soziale Forderung nicht nur aufstellen, sondern sie als etwas gegenwärtig Entscheidendes hinstellen. Man vergleicht uns deshalb mit den Wiedertäufern, die ebenfalls in gänzlich ungeheuchlicher Weise, die Bibel in der Hand, alles Bestehende von heute auf morgen umstürzen und die Welt in ein Gottesreich verwandeln wollten. Diesem Unterfangen stehe leider nur das im Wege, daß wir eben nicht mit der unveränderlich bestehenden menschlichen Sündhaftigkeit rechneten.

Auf der andern Seite verwundert man sich weniger über unsern Sozialismus, hält ihn vielmehr als für einen vernünftigen Menschen selbstverständlich, aber man weiß nicht recht, was man mit dem Wörtlein „religiös“ vor dem „sozial“ machen soll. Warum soll denn der Sozialismus religiös vertreten werden? Genügt denn die Tatsache der wachsenden Not nicht, um ihn allein genügend zu begründen, um in den Menschen die Ueberzeugung zu wecken, daß wir in Gemeinschaft der menschlichen Uebel Herr werden sollen? Hat er seinen Siegeszug, in den auch die hineingerissen werden, die es nicht wollen, unter einem

¹⁾ Vortrag, gehalten im Volkshaus zu Chur, November 1916, als erster eines Zyklus von fünf Vorträgen religiös-sozialistischer Pfarrer Graubündens.

menschlichen, manchmal sogar religionsfeindlichen Banner angetreten, warum soll er denn jetzt mit der Religion zusammengekoppelt werden? Der Sozialismus ist stark geworden ohne sie, er kann auch weiter wachsen ohne die Religion. Oder vielleicht ist es doch schön, wenn nun einige Pfarrer, gutmeinend wie sie sind, dazu kommen und hindendrein, wie es so die Art der Kirche ist, beweisen, daß der Sozialismus auch mit dem Evangelium zusammenstimme, daß er nicht nur unser Wille sei, sondern auch noch des Segens Gottes gewiß sein könne. Ist es nicht vielleicht doch etwas Schönes, so eine nachträgliche religiöse Verklärung des Sozialismus, der sonst ein so struppiges, reglementswidriges irdisches Aussehen hat?

Aber, hören wir wieder von anderer sozialistischer Seite, vielleicht ist er doch eine Gefahr, dieser religiöse Sozialismus. Jetzt ist er noch harmlos, aber verbirgt sich hinter ihm nicht das Interesse der Kirche, jetzt erst von einigen, besonders geförderten Pfarrern eingesehen, die doch nicht aufzuhaltende Arbeiterbewegung auf ihr unschädliches Geleise zu bringen, sie kirchlich zu mäßigen? Steht hier nicht in Gefahr die Reinheit und Wucht der Bewegung, die rein menschlich begründet sein will?

Auf alle diese Fragen möchten wir denen, die guten Willens sind, Antwort geben, indem wir in zusammenhängender Weise, den gemeinsamen Glauben nach seinen hauptsächlichsten Positionen entfaltend, von ihm Zeugnis ablegen wollen. So gut wir es können, denn ein rechter Glaube ist immer unendlich größer als seine Bekenner. Deren Bekenntnis muß notwendigerweise „einseitig“ sein, weil jeder eben das in den Mittelpunkt stellt, was gerade ihm das Herz ergriffen hat. Wir haben kein Dogma und haben kein System, sondern einen gemeinsamen Glauben. Wir sind Männer von verschiedener Art und gehen von verschiedenen Ausgangspunkten aus. Wir stehen in einem lebendigen Erleben drin, in werdenden, sich erweiternden und sich dann notwendig auch wieder im Einzelnen verändernden, sich korrigierenden und auswachsender Ueberzeugungen. Es ist klar, daß wir in Einzelheiten verschieden denken, die Welt verschieden erleben. Der Grund, auf dem wir stehen, die Sache, die im Mittelpunkt steht, ist fest und für alle dieselbe: der Glaube an das kommende Reich Gottes, die auf diese Erde kommende Welt Gottes, die im prinzipiellen Gegensatz steht zu der Welt, in der wir leben.

Aber es ist keine Verteidigung, die wir uns vorgenommen haben, wir wollen uns bei niemandem rehabilitieren. Etwas ganz anderes ist es, dem unsere Vorträge dienen wollen.

Es gibt in dem Leben jedes ringenden Menschen Zeiten, wo er nicht einfach in seinem bisherigen rüstigen Wirken weitergehen kann, dessen gewiß, daß er auf dem rechten Wege ist, sondern, wo sich ihm gebieterisch die Frage aufdrängt: wo stehe ich jetzt, gehe ich recht oder führt all mein Ringen und Schaffen in der Hauptsache auf ein falsches Geleise? Es treten ihm Widerstände entgegen, Hemmnisse, die er nicht

überwinden kann mit den bisherigen Kräften und Methoden und er wird auf die Frage gestoßen: fasse ich mein Leben vielleicht überhaupt falsch an, fehlen mir die Kräfte, um es auszuführen, oder ist das ganze Ziel meiner Arbeit vielleicht falsch? Da heißt es aufblicken und über das Ganze blicken, über das Vergangene und das Zukünftige, da heißt es, in sich hineinzugehen, zu suchen, zu denken, bis man wieder seinen gewissen Weg gefunden hat, sei es den alten oder einen neuen.

Eine solche Zeit ist jetzt für die ganze Welt angebrochen, auch für uns. Wir haben nun eine Periode hinter uns, voll so gräßlicher Ereignisse, daß wir sie nicht im Entferntesten für möglich gehalten hätten, und dieses mörderische Zerfleischen der Völker will kein Ende nehmen. Wir glaubten am Anfang, diese Herrschaft der Unvernunft, der Unmenschlichkeit könne nur kurze Zeit währen; in ein paar Monaten, nach ein paar Schlachten, werde die Kulturwelt erwachen, den Irrtum einsehen und umkehren. Wir sehen jetzt aber nicht nur, daß dies nicht geschieht, sondern daß immer unmenschlichere Kriegsmethoden auftauchen, immer noch neue Völker in den Krieg eingreifen, der Drang nach Vernichtung des Gegners immer noch im Wachsen scheint. Und unser Glaube, daß so nach und nach, in schrittweisem Fortschritt, von Niederen zu Höherem steigend, die Menschheit menschlicheren Verhältnissen entgegengehe, daß wir so das Gottesreich erreichen würden mit dem „Schweiße der Edeln“, wurde unbarmherzig in Stücke gerissen. Nicht nur die Roheren, die sowieso Gewalttätigen, Ungebildeten wurden in diesen Haß hinein gerissen, sondern gerade auch diejenigen, die wir vorher als unsere Führer, als die leuchtenden Spitzen von Kunst, Literatur und Wissenschaft bewunderten, geben den Ton an, wenden ihre reichen Gaben, ihr Wissen, zur Begründung dieses Hasses an. Und was das Betrürendste war, die Institutionen und Männer, deren Aufgabe es war, in der Welt gegenüber allen Haß das Banner der Liebe aufzupflanzen, gegenüber allem Gegeneinander die Botschaft der Gemeinschaft zu verkünden und so der in Jesus Christus geoffenbarten Liebe zu zeugen, sie waren die ersten, sich in den Dienst der zerstörenden Mächte zu stellen, Waffen zu segnen, den Feinden zu fluchen und all ihre Hoffnung auf die Gewalt zu setzen. Sie begründeten das, was die Generalstäbe und Kabinette beschloßen, mit den reichen Mitteln ihrer Theologie und Geschichtswissenschaft. Eine Zeitlang konnten wir es für eine Art Krankheit ansehen, verursacht durch die Ueberrumpelung durch den Krieg, die plötzlich, unvorbereitet hereinkommende Angst um das Dasein. Später aber mußten wir einsehen, daß all das doch tiefer sitzen müsse. Am meisten offenbarte sich das Gericht über die Kirche in der Tatsache, daß am Anfang des Krieges Alles seine Hoffnung auf die Sozialdemokratie setzte, während man in stiller Uebereinstimmung es als selbstverständlich annahm, daß die Kirche gegen die satanischen Mächte, die zum Kriege führen, nichts tut.

Dies alles hätten wir uns immer noch gefallen lassen können, hätten es entschuldigt mit der Not der Zeit, wenn wir nur einen Halt und Trost in der Gemeinschaft hätten finden können, in die wir hineingestellt sind, in der schweizerischen Volksgemeinschaft. Zwar am Anfang glaubte man, daß unter der Wucht der Ereignisse umso mächtiger der Wille zur Gemeinschaft, zur gegenseitigen Hilfe wenigstens in dem Volk, anfangen würde lebendig zu werden, das infolge seiner Geschichte, seiner Zusammensetzung und seiner ganzen politischen und wirtschaftlichen Lage auf diese Ideale ganz besonders angewiesen ist, ja förmlich zu ihnen hingedrängt wird. Nach dem beschämenden Banken- und Lebensmittelsturm, der auf die Solidarität der Eidgenossen ein so helles Licht geworfen hatte, sah man, wie die Kirchen sich füllten wie nie zuvor, und man glaubte, es handle sich da um den Anfang einer Vertiefung und Verinnerlichung, glaubte, daß die Menschen sich wieder besinnen auf die ewigen Sterne, die über ihnen leuchten gerade in der Nacht, und daß sie aus der Gewöhnlichkeit und dem Leichtsinn heraustreten und die ewigen Wahrheiten ergreifen, die standhalten allem Verderben der Welt und es überwinden. So glaubten viele, aber es war ein Irrtum. Es war nur die vorübergehende Angst: die alten Gewohnheiten und Gemütlichkeiten stellten sich wieder ein und der harte Konkurrenzkampf entbrannte heftiger als vorher, unter dem Schutze der außergewöhnlichen Zustände, der abgesperrten Grenzen. Man sah, wie profitiert wurde von diesem Weltbrand, wie diejenigen, die Waren hatten, begierig die Gelegenheit ergriffen, um sie möglichst teuer abzusetzen, wie diejenigen, die die notwendigsten Produkte herstellten, aus diesem Umstand ihren Vorteil zogen, wie besonders die Arbeiter ihre in jahrzehntelangen Kämpfen erworbenen Rechte wieder verloren, trotz reduzierten Löhnen oft länger arbeiten mußten als früher und die steigenden Lebensmittelpreise kaum erschwingen konnten, während auf der andern Seite die Grenzsperrung zu schwinghaftem Lebensmittelwucher und Zwischenhandel benutzt wurde und so gigantische Kriegsgewinne gemacht wurden, gegen die der Staat nichts Wesentliches unternahm. Unter dem Schutze einer starken Militärmacht erhoben sodann alle reaktionären Kräfte mächtig ihr Haupt, um alle jene freiheitlichen Bestrebungen zu knebeln, die ihnen in Friedenszeiten so sehr ein Dorn im Auge gewesen waren. Man sah, wie hinter dieser Gemeinschaft, Burgfrieden genannt, nichts war. War schon vorher der Abstand zwischen denen, die an der Sonnenseite des Lebens sitzen, und denen die nichts haben, groß, so wurde er jetzt noch größer, das ist die Wirklichkeit, in die wir jetzt hineingestellt sind. Der Weltkrieg hat uns nicht aufgerüttelt, er hat Viele in Not gebracht, bedrückt Einzelne auch innerlich, als Ganzes hat er uns nicht geweckt, hat keine Gemeinschaft aus uns geschaffen. Im großen und ganzen ist alles beim alten geblieben, ja schlimmer geworden.

Und die Kirche? Hat wenigstens sie protestiert gegen diese widergöttlichen Gewalten, die wir nie deutlicher am Werke gesehen?

Hat sie wenigstens aufgerichtet mitten im Toben des Kampfes das Banner einer neuen, in Christus erneuerten, in Liebe und Gerechtigkeit geeinigten, durch gegenseitige Hilfe wirkenden Menschheit? — Nein! Die Kirche predigt wie vor dem Krieg den Trost des Evangeliums für die einzelnen Seelen im Leben und Sterben, geht vorbei an den widergöttlichen Verhältnissen, streift höchstens gelegentlich einzelne Erscheinungen mit gemäßigter Mißbilligung, verteidigt zum Teil den Krieg, segnet zum mindesten die Waffen des eigenen Volkes; predigt jenem religiösen Patriotismus, der ja gerade die Völker in das Verderben hineingeritten hat, und ist mit sich selber nicht übel zufrieden.

Das ist die Welt, in der wir leben. Wir wenden uns an die, die mit uns es nicht mehr aushalten in ihr. Wir wenden uns an die fühlenden Menschen, die solche Zustände nicht nur höchstens mit Verwunderung und persönlicher Enttäuschung ansehen, sondern mit uns den Zwiespalt schmerzlich empfinden, denen das gegenwärtige Zusammenleben der Menschen Frage über Frage entgegenwirft. Wem es heute wohl ist, oder wenigstens einigermaßen wohl, wenn nur bald der Friede käme, dem haben wir nichts zu sagen, vorläufig nichts.

Doch halt, da hören wir eine Stimme aus wirklich frommen Kreisen: was ist das Neues, was wir jetzt erleben? Kannten wir diesen Zwiespalt, diesen mörderischen Kampf nicht schon lange? Ist dieser Kampf der Menschen gegeneinander um die Notdurft die neueste Erfindung? War er nicht, blutig oder unblutig, schon so lange die Welt steht? Das ist es ja eben, wovon die christlichen Sänger so oft als vom Jammertal gesungen haben, aus dem wir uns heraussehen nach dem himmlischen Jerusalem. Das, was wir heute sehen, ist nur, einiger Hüllen entkleidet, das Bild dieser irdischen unvollkommenen Welt, in der wir schon lange leben. Löse dich los von ihr mit deinem Herzen, gib ihr dein äußeres Leben, weil du mußt, weil du nun einmal von Gott in sie hinein gestellt bist zur Prüfung, zur Läuterung für ein besseres, künftiges unvergängliches Leben. Aber hänge dein Herz nicht an sie. Genug, wenn du in Christus dessen versichert bist, daß weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges dir die Gewißheit einer ewigen Welt nehmen kann, die über den Sternen einst anbrechen wird für alle, die hier unten treu gewesen sind. In allen Kämpfen der widerstreitenden Interessen, in die du hinein gerissen bist und denen du eben Rechnung tragen mußt nach Gottes Willen, mag dich das eine trösten: du bist dennoch bei Gott, du bist in seinen Händen und wirst einst den Lohn deiner Treue erfahren. Die Erde aber laß fahren, setze deine Hoffnung nicht auf sie, hilf deinen Mitmenschen in Werken christlicher Liebe und suche Wunden zu lindern, wo du kannst, aber mache dir keine vergeblichen Hoffnungen, die dich nur von neuem an die Erde fetten und dich wegziehen von dem einen, was not tut: die Rettung deiner Seele. Dann kannst du ruhig leben, ohne dich mit überflüssigen Hoffnungen zu beschweren, die doch nur

mit Enttäuschungen enden müssen. Dann kannst du umsomehr, viel eher als die Schwärmer, mit nüchternem Sinn das Gute genießen, das doch auch diese gegenwärtige Erde hat, mehr, als die ewigen Weltverbesserer sehen, weil sie nur immer an die Zukunft denken. Sogar der Krieg hat sein Gutes: er führt die Menschen wieder durch die Not zu Gott, er weckt sie aus Weichlichkeit zu Heldenmut und lehrt sie erst den Frieden schätzen. Kampf ist der Vater aller Dinge. Zum ewigen Frieden sind wir erst reif jenseits von Raum und Zeit, wenn Gott uns wieder ins sündlose Paradies zurückgenommen hat.

So hören wir. Und es ist oft eine Stimme von Kraft, die sich in Krankheit und schwerem Los bewährt hat, und wir wissen es, viel Wahrheit kann darin stecken. Es ist wahr, wir möchten gern einen Glauben, der sich schon in der Gegenwart bewährt, nicht nur der Zukunft dient, der sich auch jetzt bewährt, wo noch keine Aenderung in absehbarer Zeit in Aussicht steht. Wir sind froh, daß über aller Unvollkommenheit unseres persönlichen Erlebens die Gewißheit strahlt, daß alles Ewige, das in uns angefangen hat, noch einmal zur Vollendung kommen muß in unbekanntem Welten. Und dennoch rebelliert in uns eine Stimme, die wir nicht zum Verstummen bringen: Ist es wirklich Gottes Willen, daß die Erde nur ein Ort der Vorbereitung für die jenseitige Welt ist? Hat sie keinen Sinn in sich? Sind wir mit unserer ganzen unverbrauchten Kraft, mit unseren nach Freude und Leben dürstenden Herzen nur deshalb in sie hineingestellt, um Geduld zu lernen, um einzusehen, daß es mit ihr nichts ist? Leuchtet deshalb die Sonne und strahlt so schön über den lachenden Frühling, den Herbst in seinen Farben, damit wir in ihrem Schein uns bewußt werden, daß es eine Welt der Vergänglichkeit ist, die sie verklärt, damit wir lernen, uns nicht von ihren Strahlen blenden zu lassen?

Das sind die Fragen, die uns nicht zur Ruhe kommen lassen, die uns nicht mit dem stillen Seelenfrieden ausöhnen, sondern die stürmisch eine Antwort verlangen. Euch, die ihr mit uns fühlt und mit uns fragt, zu euch wollen wir heute reden, und wir suchen Antwort in dem Buch, dessen gewaltigen Geschichten, Verheißungen, Liedern schon unsere Jugend gelauscht hat und das die Kirche und unser Herz das Wort Gottes nennt; trotz aller Einwände, die uns mittlerweile gekommen sein mögen. Wir lesen es nicht, um es wissenschaftlich zu erforschen oder um uns an seinen einzelnen Schönheiten zu erfreuen, sondern wir wollen Antwort auf die Frage, die unser Herz bewegt und die lautet: Was ist der Sinn dieser Erde und was ist der Sinn dieses Menschenlebens? Wozu ist die Menschheit da, und wozu bin ich, bist du da? Gibt uns das Buch des Alten Bundes, das Alte Testament, dieselbe Antwort wie unsere Frömmigkeit? Verweist es uns auch auf den Himmel?

Das ist eine schwierige Frage! Wir hören den Einwand: Du redest vom Alten Testament wie von einer Einheit, einem Ganzen,

und es enthält doch die größten Gegensätze, die man sich denken kann. Wie kann man den Propheten Jesaja und den Prediger Salomo zusammenbringen? Neben massiven, fast abergläubischen Gottesvorstellungen finden wir die freiesten und geistigsten, neben den engen Opfervorschriften die reine Menschlichkeit anderer Gebote. Können wir angesichts solcher Gegensätze von einem Ganzen reden? Und dennoch müssen wir sagen: es ist ein Ganzes. Gesetz und Propheten, um diese Gegensätze zusammenzufassen, sind wirklich, wie Jesus und die ersten Christen es angeschaut haben, ein Ganzes, nicht ein Ganzes, wo alles auf gleicher Höhe steht, aber es geht Ein schaffendes Prinzip, eine Geschichte, ein Erleben von Anfang an durch alles hindurch. Eine Hauptsache ist da, die sich auf die verschiedenste Weise äußert. Darum reden wir vom Alten Testament als von einem Ganzen. Und da ist es nun das Erste, was wir mit Staunen entdecken; wir treten hier in eine ganz andere Welt als die uns gewohnte. Dies wird uns klar, wenn wir an ein Schulkind im Religionsunterricht die Frage stellen: warum müssen wir auf dieser Erde das Gute tun? Die Antwort darauf wird meistens lauten: damit wir in den Himmel kommen. Das ist ein Anzeichen davon, daß eine Anschauung im christlichen Volke so selbstverständlich herrscht, daß man sie schon den kleinen Kindern einimpft, nämlich: der tiefste Beweggrund, das Gute zu tun, ist, daß wir uns für den Himmel würdig vorbereiten. Treten wir in die Welt des Alten Testaments, so sehen wir in erster Linie einmal, daß die Vorstellung von einem ewigen, unvergänglichen Leben nach dem Tode keine Rolle darin spielt. Die verschiedensten religiösen Vorstellungen begegnen uns da deutlich oder angedeutet, aber gerade bei den großen Männern, an denen sich unser Glauben orientiert, bei einem Mose, Elias, Jesaja, Jeremia z. B. fehlt entweder die Vorstellung von einem ewigen Leben überhaupt oder hat gar keine Wichtigkeit für ihr Glauben und Hoffen. Erst als die jüdische Religion anfing zu erlahmen und zu verknöchern, als keine Hoffnung auf die Erfüllung der Verheißung für das ganze Volk bestand, begann die Hoffnung auf ein ewiges Leben des Einzelnen darin eine Rolle zu spielen. In den klassischen Zeiten dagegen, bei den großen Gottesmännern, ist der Glaube an ein zukünftiges Leben der Strafe und Belohnung überhaupt nicht von Bedeutung. Das ist etwas sehr sonderbares, aber wenn wir weiter gehen ins Neue Testament, dann sehen wir: auch dort spielt das Jenseits, der Himmel, eine merkwürdig schwankende und nebensächliche Rolle. Es wird zwar die selbstverständliche Voraussetzung gemacht, daß nie mehr erlöschen kann, was in einem Menschen an ewigen Leben erwacht ist. Aber diese Vorstellung ist nicht Mittelpunkt des Glaubens, wie heute, sondern Nebensache. Es ist für uns heutige Christen eigentlich sonderbar: Jesus redet nicht viel davon, mehr gelegentlich im Vorbeigehen, z. B. in einem Gleichnis; auch der Apostel Paulus gibt uns so wenig Auskunft über die uns doch so wichtige Frage, wie wir uns das Leben nach dem Tode vorzustellen haben.

Werden wir nach dem Tode schlafen bis ans Ende der Tage? Oder werden wir ins Paradies erhoben? Wir wissen eigentlich nichts rechtes darüber, wie sich Jesus und Paulus das gedacht haben, und im Alten Testament steht noch weniger darüber. Man kann nicht einfach sagen, daß das zu dem Vergänglichem des Alten Testaments gehöre, zu den Mängeln, die der alte Bund eben noch gegenüber dem neuen habe. Das Denken an ein unsterbliches Leben hätte dem israelitischen Volke sehr nahe gelegen durch die Berührung mit andern Völkern, von denen es ja sonst die mannigfachen religiösen Vorstellungen übernommen hat. Die Babylonier z. B. hatten sehr ausgeprägte Unsterblichkeitsvorstellungen, und vor allem die Religion der Ägypter lebte und webte in solchen Hoffnungen; bis ins Einzelne ausgebaute Vorstellungen darüber waren da vorhanden. Der Unsterblichkeitsglaube war das Zentrum der ganzen Religion und sein gewaltiges Zeugnis sehen wir heute noch in den Pyramiden vor uns. Man sollte glauben, den Israeliten in Ägypten, insbesondere dem Moses müsse dieser Glaube nicht fremd geblieben sein. Wir wissen ja, wie Israel sich immer wieder gegen fremde heidnische Vorstellungen, die durch den Handel, Bündnisse, Heiraten der Könige eindringen wollten, zu wehren hatte, wie gegen die Vielgötterei oder den Bilderdienst. Die Propheten haben sich ja so vielfach gegen derartiges wenden müssen. Nur die Unsterblichkeits Hoffnung ist völlig auf die Seite gesetzt; sie ist nicht eingedrungen. Nicht nur das: wenn wir das Ringen der Männer des Alten Testaments betrachten, z. B. das eines Hiob, der nach Erkenntnis rang über die Frage, warum er, der sich doch keiner besonderen Schlechtigkeit bewußt war, so Furchtbares zu leiden habe, so lag selbstverständlich dem zu Grunde, daß er ein besseres Leben jenseits des Grabes nicht kannte. Hätte er an eine Unsterblichkeit geglaubt, wie wir es tun, dann wäre ihm dieses quälende Grübeln erspart geblieben, denn dann hätte er gewußt: es gibt für alle Leiden einen Ausgleich in einer andern Welt; dort kommt dann die Lösung der Rätsel dieses Lebens, das an sich ja unvollständig, der Ergänzung bedürftig sei. — Oder nehmen wir die Dichter der Psalmen, die so inbrünstig beteten und kämpften, die sichere Erkenntnis zu bekommen, daß sie Gott trotz all ihres Elendes nicht verlasse; hinter all diesen Kämpfen steht, ausgesprochen oder nicht ausgesprochen, die Gewißheit, hier auf dieser Erde muß es sich auch äußerlich entscheiden, ob wir einen Gott haben oder ob wir keinen haben, nicht erst in einer andern Welt! Hier muß es auch äußerlich sichtbar werden, daß er der Herr ist! — Und wenn wir weiter da hineindringen, so sehen wir: Trotz der mannigfachen Verschiedenheit der Glaubensvorstellungen, trotz aller Unvollkommenheiten ihrer Träger geht ein einheitlicher kraftvoller Glaube an das Diesseits durch dieses alte Buch, ein Glaube, wie wir ihn bei keiner der damaligen Religionen sonst finden. Einzelne Vorstellungen, ganze Komplexe davon mögen von allen Himmelsrichtungen zusammenge-

kommen sein, das schöpferische Prinzip, das diese Bausteine aufgenommen, umgestaltet, geändert und in den rechten Zusammenhang gestellt hat, ist dasselbe. Es zeigt seine Wucht gerade um so mehr, je widerspenstigeres, unvollkommeneres, zusammengewürfelteres Material es zu bewältigen hatte. Die Religionshistoriker preisen uns die babylonischen Hymnen, deren Sehnsucht nach Erlösung an das Tiefste im Alten Testament heranreicht. Wir hören von der schönen Religion, den schönen Sagen der Griechen. Ueberall suchen uns die Forscher Schönheiten zu zeigen, die sich mit denen des Alten Testaments messen können; aber diesen Glauben an das Diesseits finden wir nirgends sonst.

Das Alte Testament, dieses Buch des alten Bundes Gottes mit den Menschen, fängt an mit einer Behauptung, die auch heute noch ein Wagnis ist, mit der Behauptung: die Schöpfung ist gut. „Gott sah an alles, was er gemacht hatte,“ heißt es, „und siehe da, es war sehr gut.“ Der Schöpfung Gottes fehlte nichts! Dieses Bekenntnis bildet den Anfang. Der Mann, der das schrieb, wußte gut, was Sommer und Winter, Frost und Hitze, Teuerung und Seuchen, Bruderzwist und Kampf der Stämme miteinander bedeutete. Und dennoch: die Erde ist gut. Die Bibel fängt an mit einem Lob der Schöpfung und nicht mit einer Feststellung unserer eigenen Sündhaftigkeit.

Wenn der Mensch nun aber doch fragt, wie in diese herrliche Schöpfung all dieser Kampf ums Dasein, all dieser Mühsal, diese Schrecken gekommen sind, auf die wir Tag für Tag stoßen, und die uns hemmen, der Interessenkampf der Menschen, den die Großen des Alten Testaments so gut kannten wie wir, so gibt uns sofort die folgende Geschichte vom Sündenfall die Antwort, sie sagt uns: all diese Mängel sind nicht in der Schöpfung Gottes begründet noch im Willen Gottes, die Uebel kommen nicht von Gott, sondern vom Abfall der Menschen von ihm. Solange die Menschen mit Gott leben, sind sie in ihrer königlichen Stellung, die Natur hat nichts Fremdes und Feindseliges für sie. Nun aber, weil sie sich von Gott loslösten, ihr eigenes Leben für sich führen wollten, ihren Willen sonderten vom Willen des Vaters, ihre Freiheit benutzten, um eigene Wege zu gehen, da mußten sie hinaus in das Leben, das wir jetzt kennen, voll mühevoller Arbeit und Schweiß, voll Dornen und Disteln, das Erdenleben, dessen Ende der Tod ist. Jetzt wurde ihnen die Erde hart und feindlich, ihrer königlichen Stellung enthoben, mußten sie nun eintreten in den harten Kampf ums Dasein.

Wenn nun Gott die Menschen aus dem Paradies heraustrieb, erwarteten wir von unserer Frömmigkeit aus eigentlich, daß er ihnen sagen werde: „aber nehmt das zum Troste mit: dieses euer jetziges mühseliges Dasein ist zeitlich, in einem späteren himmlischen Leben kann es dann einmal besser werden.“ Von einem solchen Trost verlautet nichts. Einzig Verhaltensmaßregeln für das nun kommende irdische Leben, die Verheißung eines Sieges über die Schlange wird

den Menschen gegeben. Gott wird auch fernerhin die Menschen nicht verlassen, wenn sie sich ihm wieder zuwenden.

In dieser Erkenntnis geht die Heilsgeschichte vorwärts. Immer wieder ein Bündnisversprechen, die dargebotene Hand Gottes zu den Menschen, sei es auch nur in der Erwählung eines Mannes, einer Familie als Bewahrer der Verheißungen. Wie wenn Gott Sehnsucht nach einem solchen Bunde mit den Menschen hätte. Aber dann immer wieder ein Abfall der Menschen, die versuchen, ein Leben für sich, in eigener Herrlichkeit zu führen. So sehen wir, um nur eine denkwürdige Geschichte herauszugreifen, wie im Turmbau von Babel der Versuch der Menschen, sich gemeinsam, in einer gewaltigen Organisation von Gott loszutrennen und durch gemeinsame geordnete Massenarbeit Gott zum Trotz ein Werk für die Ewigkeit zu errichten, schmachlich zu nichte wurde. Schöpferische Gemeinschaft der Menschen ist nur möglich in Gott. Sowie sich die Menschen von Gott lösen, ihr eigenes Leben führen wollen, entstehen zwischen den Menschen die Privatinteressen, Privatvorstellungen. Der gemeinsame Ursprung, der gemeinsame Quell des Lebens sind vergessen. Die Menschen verstehen sich nicht mehr und können nicht mehr miteinander leben.

Es ist nicht die ganze Anlage der Welt, die die Menschen auseinanderreibt, sondern der Abfall von Gott. Die Schöpfung ist gut, wenn sie der Mensch nicht verpfuscht. Das ist der Glaube des Alten Testaments.

Aber Gott läßt es nicht beim Abfall bewenden. Ueber ihn hinweg sucht er immer wieder einen Menschen zu finden, dem er seine Verheißungen geben, den er in die Hand nehmen, dem er etwas vom alten Schöpfungssegen für seine Werke geben, den er durch Strafe und Belohnung wieder vorwärts führen kann, weil der Mensch mit ihm leben will, ihn wichtig nimmt. Aber wenn Gott z. B. dem Abraham seine Verheißungen gibt, dann sind es wieder ganz diesseitige Güter: daß seine Nachkommenschaft das Land besitze und reich und glücklich sein soll! Nichts von einer ewigen Seligkeit. Eine Bestätigung der ganz diesseitigen Orientierung des alttestamentlichen Glaubens.

Aber diese Einzelnen und Familien sollten nur der Anfang, die Vorbereitung sein zu einem erneuerten alle Menschen umfassenden Bund. Schon dem Abraham gilt die Verheißung, daß in ihm sollen gesegnet werden alle Völker auf Erden. So will denn Gott zunächst ein Volk haben auf Erden. Es ist Moses, der das Volk Israel dazu gemacht hat, indem er es herausgeführt hat aus der Knechtschaft der ägyptischen Despotie in die Wüste hinaus. Er machte es erst zu einem Volk, indem er es hand unter ein gemeinsames Gesetz, eine gewaltige Offenbarung des Willens Gottes an die Menschen, ohne die das Volk diese prüfungsreiche Zeit der Wüstenwanderung mit der plötzlichen Freiheit nach so langer Knechtschaft nicht hätte ertragen können. Mag der größte Teil der Gesetze, die den Namen des Moses tragen, ihre

Niederschrift und Festlegung in viel späterer Zeit empfangen haben, darin hat die religiöse Ueberlieferung Recht, daß der ganze Geist des Gesetzes von ihm stammen mußte, daß nur durch eine soziale Offenbarung gewaltigster Art, wie sie in den Grundlinien des Gesetzes vorliegt, eine solche beispiellose geschichtliche Tat ermöglicht wurde. Wir wissen, wie die Knechtsgesinnung, die so lang gewohnte, immer wieder sich regte, zugleich mit dem begreiflichen Verlangen nach Zügellosigkeit auf so langes Ertragen der ägyptischen Fesseln. Um so mehr wundern wir uns, daß auch hier bei keinem Gebot das, wie schon vorher erwähnt, so begreifliche Jenseitsmotiv zur Geltung kommt. Wie nahe hätte es gelegen, besonders den schwersten und dringendsten jeweilen beizufügen: wenn ihr das tut, dann werdet ihr im künftigen Leben dafür belohnt, wenn nicht, aufs strengste bestraft werden. Nichts dergleichen. Wir hören zwar strenge Strafdrohungen. Gott ist ein starker und eifriger Gott, der da heim sucht der Väter Missetat an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied derer, die ihn hassen, der aber auch Barmherzigkeit tut an vielen Tausenden. Erfülle seinen Willen, „auf daß du lange lebest im Lande, das dir der Herr dein Gott gibt.“ Immer wieder wird nur abgestellt auf das Diesseits mit seinen Strafen und Verheißungen. Hier bei Moses wird es besonders klar, daß die zureichende Begründung dieser Tatsache nicht in dem noch unvollkommenen Stand der religiösen Vorstellungen gefunden werden kann (denn Moses wußte wohl, was Unsterblichkeitsglaube war), sondern im Gegenteil in der Stärke des alttestamentlichen Glaubens an die Schöpfung Gottes, in der festen Zuversicht, daß Gott etwas vor hat mit den Menschen auf dieser Erde, daß diese Welt nicht dazu geschaffen ist, daß wir uns von ihr loslösen, sondern daß er einen Bund mit ihr schließen will, vor dem aller durch Abfall geschaffene Fluch zurückweichen muß, daß er ihr Gott sein will und daß sie sein Volk sein sollen auf dieser Erde. Das ist die neue Orientierung des Alten Testaments, das, was dieses alte Buch scheidet von all den andern Religionsurkunden, mit gewiß auch mannigfachen Lichtstrahlen. Es ist der Bund Gottes mit den Menschen auf dieser Erde.

Mit diesem festen Glauben an einen Sinn und ein Ziel dieser Erde als Ganzes, daß sie Gottes Herrlichkeit voll werde, hängt aufs Tiefste und Innigste ein Anderes zusammen, was uns auffällt, wenn wir von unserer Frömmigkeit her an das Alte Testament treten. Es kennt in seinen großen Zeiten und Männern nicht jenes persönliche Verhältnis des Einzelnen zu Gott — Gott und die Seele, die Seele und ihr Gott — wie es besonders unsere Kirchenlieder kennen. Das kann wieder als ein Mangel angesehen werden, aber vielleicht hat es seine Wurzeln doch wieder eher in der schon geschilderten Glaubenskraft. Diese ganz einseitige Einstellung auf das rein persönliche, private Verhältnis der Seele zu Gott, wo es nur darauf ankommt, daß man seine Seele rette und dabei alles andere getrost gehen lassen

kann, wie es mag, ist dem Alten Testament deshalb unbekannt, weil es immer auf das Ganze geht, an Gottes Sieg im ganzen hofft, an Gottes Verheißungen für das Ganze festhält und die persönlichen Schicksale von da aus betrachtet. Wenn Gott den Abraham beruft, wenn er an Josef festhält, den Moses auswählt, so tut er es, weil er Pläne für das Ganze mit ihnen verfolgt. Wenn die Propheten von der kleinen Herde reden, die erhalten werden soll durch alles hindurch, so ist diese kleine Herde wieder bestimmt, ein Vorläufer für das kommende Ganze zu sein. Der Glaube an die Güte der ursprünglichen Schöpfung schließt alles andere ein: daß die ganze abgefallene Schöpfung doch wieder Gottes werden soll und vor allem, als die Forderung des Tages, daß das israelitische Volk göttlich werden soll. Das ist das zweite, was uns von unserer Frömmigkeit aus als fremd vorkommt. Wir haben so eine halbe Stellung zur Schöpfung. Auf der einen Seite sind wir fast verpflichtet, sie zu rühmen, denn sie ist doch auch sozusagen von Gott geschaffen. Auf der andern Seite müssen wir uns hüten, aus dieser Tatsache etwa zu optimistische Hoffnungen zu schöpfen, damit wir nicht in den fatalen Geruch der Oberflächlichkeit, einer Verkennung der menschlichen Sündhaftigkeit fallen und so gar Schwärmgeister würden. Wir glauben, daß der harte Kampf ums Dasein das ewige Gesetz sei — wenigstens bis ans Ende aller Tage, aber das geht uns vorläufig noch nichts an. Das Alte Testament glaubt daran, daß die Schöpfung der Herrlichkeit Gottes voll werden kann. Wir richten unser Hauptbestreben daraufhin, daß unsere Seele stille werde und in Einklang zu Gott komme. Das Alte Testament dagegen nimmt den Einzelnen immer als ein unauflöslich mit dem Ganzen, zunächst mit dem ganzen Volk verbundenes Glied. Wir können uns diesen Unterschied nicht deutlich genug machen, von ihm aus ist alles folgende zu erklären. Zuerst jene gewaltige Gesetzgebung, die den Namen des Moses trägt. Wir treten hier, wie gesagt, nicht auf die wissenschaftliche Frage ein, ob alle Gesetze in den Büchern Moses auch wirklich von Moses gegeben worden sind. Aber diejenigen, welche sie als Gesetze des Moses niedergeschrieben haben, ließen sich dabei von dem richtigen Gedanken leiten, daß das Wesentliche, der entscheidende, die Richtung aufs Wohl des Ganzen immer wieder festhaltende Zug der Gesetze von demjenigen Manne zuerst als Wille Gottes erkannt worden ist, dem es Gott gelingen ließ, das Volk unter schwierigsten Umständen aus der Knechtschaft in die Freiheit zu führen. Ohne eine solche entscheidende Offenbarung wäre ihm diese Tat nicht gelungen. (Wer das Gegenteil behauptet, hat keine Ahnung von Weltgeschichte. Worte wie „suggestive Persönlichkeit“, Parallelen von andern großen Heerführern u. s. w. erklären hier gar nichts.) Nur auf so klar erkannten Gesetzen kann sich wirklich die Existenz eines Volkes im tiefsten Sinne gründen. Diese Gesetze enthalten so viel erstaunliches, daß wir auch heute alle Ursache haben, über ihren Kern nachzudenken. Es offenbart sich in ihnen eine Menschlichkeit, die zwar

in ihren einzelnen Ausprägungen vergänglich, aber mit ihrem ganzen Geiste noch heute vorbildlich ist, wenn sie sich auch zunächst auf das eigene Volk beschränkt. Denn es wird als Prinzip des Zusammenlebens der Menschen gerade das Gegenteil dessen aufgestellt, was Moses als das Gesetz der Welt in Aegypten erfahren hat. Durch das ganze Gesetz geht die göttliche Feststellung: du Mensch, bist nicht für dich selber da, auf die Welt gestellt, um dich selbst zu behaupten gegenüber den andern, sei es im Kampf oder auf unblutige Weise. Du kannst weder mit dir noch mit den andern machen, was du willst, wie die Großen es machen mit ihren Untergebenen, sondern du bist gebunden an das Ganze, das ein göttliches Ziel hat. Du bist gebunden zu achten die Rechte, die Gott auch den Andern gegeben hat.

Das ist der Geist einer im Tiefsten, in Gott und seinen großen Absichten verankerten Menschlichkeit, der hinter der mosaischen Gesetzgebung steht. Eine Offenbarung Gottes an die Menschen, die weit über politische Klugheit hinausgeht, wie sie auch in andern Gesetzgebungen jener Zeit sich finden mögen. Diese Gesetzgebung ist freilich von Jesus Christus überboten worden, sie bedeutet den Anfang einer wahren Menschlichkeit für das Leben eines ganzen Volkes, das erste helle Aufleuchten einer neuen Orientierung des Gemeinschaftslebens. Aber auch Jesus schaute sich selber als den Erfüller dieser alten Offenbarung an, nicht nur als Nachfolger im historischen Sinn.

Wir müssen es uns versagen, auf die Einzelheiten dieses Gesetzes einzutreten. Die Bibel steht ja jedem zu eigenen Entdeckungsreisen zur Verfügung. Hier als Ansporn nur einige Hinweise. Wie wird doch da immer wieder, manchmal mit drakonischer Strenge, auf die Rechte der Schwächeren hingewiesen, die Rechte derjenigen, an denen die Menschen zu allen Zeiten am besten die Gewalttätigkeit auszulassen in Versuchung sind: die Rechte des Knechtes und der Magd, der Frauen, des Fremdlings, der in unseren Toren ist. (Sollen wir auf die Behandlung der armen politischen Flüchtlinge oder dann wieder auf die vielen Fremden als Ausbeutungsobjekte hinweisen, hindeuten auf die Entrechtung der Frau, die Stellung der Lohnarbeiter?) Die Abkehr von diesem Liberalismus des *laissez faire, laissez passer* kündigt sich im mosaischen Gesetz an. Moses donnert nicht gegen die vaterlandslosen Gesellen, er will ihnen eine Heimat, Freiheit sichern. Da wird den Israeliten immer wieder zugerufen: du mußt anständig sein gegen Knecht und Magd, du darfst sie nicht mißbrauchen. Du sollst ihnen ihre Ruhe gönnen zu seiner Zeit, daß auch sie, die Abhängigen, einmal aufatmen können (2. Mos. 23, 12). „Einen armen und bedürftigen Tagelöhner sollst du nicht bedrücken, mag er nun zu deinen Volksgenossen oder zu den Fremdlingen gehören. . . . Je am gleichen Tag sollst du ihm seinen Lohn auszahlen, ehe noch die Sonne untergeht, denn er ist arm und verlangt sehnsüchtig darnach; sonst ruft er Jehova gegen dich an und du bist einer Verfehlung schuldig“

(5. Mos. 24, 14). In der Behandlung der Fremdlinge sollst du daran denken, daß auch du in Aegypten einst Sklave warst (5. Mos. 24, 17).

Besonders auf die Rechte der Armen, Witwen und Waisen wird immer wieder mit Nachdruck hingewiesen. Ihre Existenzbedingungen sollen streng geschont werden. Nichts, was sie zum Leben nötig haben, soll als Pfand genommen werden (5. Mos. 25, 6, 10 ff.). Ja, das Zinsnehmen, diese bei uns so selbstverständliche Quelle arbeitslosen Einkommens, war verboten, wie es denn überhaupt eine starke Tendenz des Gesetzes ist, der Ueberschuldung zu wehren, sie nicht zu verewigen, sondern die Ablösung aller Arten von Lasten zu ermöglichen.

Wohl galten diese neuen Regeln des Gemeinschaftslebens zunächst fast ausschließlich für das Zusammenleben mit den Volksgenossen. Es ist in der Weltgeschichte fast immer so, daß die neu ausblühenden Gottesgedanken noch nicht die Kraft haben, sich gleich am Anfang in der ganzen Entfaltung zu zeigen. Sie müssen ringen mit einer ganzen belastenden Vergangenheit (derselben, die heute als „Geschichte“, „Wirklichkeit“ so verehrt wird und eine unantastbare Größe sein soll). So reichte denn vorerst die Kraft nur zur Herausarbeitung der Pflichten der Israeliten gegen die Israeliten, nicht ohne daß Ausblicke in eine die Völker umfassende Sittlichkeit gegeben würden. Nicht alle Bestimmungen stehen auf der so menschlichen Höhe der vorher erwähnten Gebote, viele bleiben halb oder ganz stecken in primitiverem sozialen Gewohnheitsrecht, anderen sieht man es an, daß sie aus einer viel späteren Zeit, einer erstarrten, kleinlichen Gesetzhlichkeit stammen, die uns höchstens historisches Interesse abnötigen kann. Wenn Jesus und die ersten Christen von Gesetz und Propheten als von einer Einheit reden, so leugnen sie natürlich nicht, daß es da Stufen gibt, Stufen der Offenbarung, der göttlichen Erziehung. Aber sie, die im Kampf Gottes um das Ganze standen, verstehen besser als eine Forschung, die immer von Individuen ausgeht und an alles ihren Maßstab der „Vergeistigung“ anlegt, daß es sich in beiden um die Entfaltung der einen Offenbarung Gottes handelt. Dies sollte denen zu denken geben, die im Gesetz im Wesentlichen nur einen Abfall, im besten Falle eine Erstarrung prophetischen Geistes sehen.

Sind schon die eben erwähnten Bestimmungen von einer Tragweite, daß wir nicht mit gutem Gewissen sagen können, sie verstehen sich für unser christliches Bewußtsein von selber, so gilt das noch in weit höherem Maße von den folgenden. Sie leuchten auch uns weit voran in die Zukunft, zeigen so recht den ganzen Geist des Gesetzes. Wir meinen die Bestimmungen des Sabbathjahres und des Halljahres (3. Mos. 25; 2. Mos. 23, 11 ff. und 5. Mos. 15). Analog dem Ruhetag nach den sechs Werktagen, sollte jedes siebente Jahr ein Sabbathjahr sein, wo weder die Weinberge beschnitten, noch die Felder besäet werden sollen. „Nur was das Land in der Ruhezeit freiwillig trägt, soll auch euch zur Nahrung dienen,“ aber so, „daß auch die Bedürftigen deines Volkes ihre Nahrung holen können,“ das Uebrige

mögen die wilden Tiere nehmen. Wie sonderbar mutet uns eine solche „weltfremde“ Bestimmung an, uns, die wir gewohnt sind, wilden Konkurrenzkampf, Lebensmittelsteuerung, hastige Sorge und Arbeit um eine unsichere Zukunft als notwendige Erscheinungen des irdischen Lebens anzusehen, uns, auf denen bewußt oder unbewußt die Ueberzeugung lastet, die einst der englische Pfarrer Malthus ausgesprochen, daß diese Erde unmöglich, auch bei aller Arbeit nicht, für das wachsende Menschengeschlecht genügend Nahrung biete. Und doch Welch gewaltiger Glaube an die Schöpfung tritt uns wieder in diesem Gebote entgegen. Aus ihm stammt es, ohne ihn ist es nicht zu verstehen, eine kultische Absonderlichkeit. Die Erde ist von Gott so groß und reich geschaffen, daß ein Volk, das nach Gottes Willen zusammenlebt, sechs Jahre seine Pflucht tut und im Vertrauen auf Gott getreulich die Erde bebaut, getrost den Ertrag des siebenten Jahres der Allgemeinheit überlassen kann. Die Erde trägt so überreichlich, daß ein Volk ohne alle Hast, mit reichlich bemessener Muße arbeiten kann, ohne je Furcht vor Hunger haben zu müssen, wenn es nur mit Gott lebt. Ein Volk, das mit dem Schöpfer lebt, dem springen in wunderbarer Weise alle Brunnen der Schöpfung.

„Die Erde ist des Herrn und was darinnen ist“, das ist das Bekenntnis des Alten Testaments. Daraus folgte die selbstverständliche Grundwahrheit, die durch die mannigfachsten Verästelungen des Gesetzes ihren deutlichen Ausdruck bekommt: du darfst nicht machen mit der Erde, was dir gerade einfällt. Du darfst an ihren Gütern als ein Teil des Ganzen Anteil haben, es wird dir vielleicht auch Land zum speziellen Lehen gegeben, aber davon kann keine Rede sein, daß du es beliebig absperrst, dir zum ausschließlichen Privatbesitz, sodaß du davon beliebig profitieren kannst, während vielleicht andere darben. Nein, die Erde ist des Herrn, und das heißt: sie muß allen Menschen mit ihren Früchten dienen, wenn sie auch dem Einzelnen zugeteilt ist. Er ist doch auch in seinem privaten Besitz für das Leben der andern Volksgenossen verantwortlich. „Du sollst nicht alles abernten,“ ruft das Gesetz den Israeliten zu, „sondern wer durchs Feld geht, soll auch noch etwas für seinen Hunger finden.“ Es soll für Arme, Witwen und Waisen genug übrig bleiben. So tönt es eindringlich, nicht als Gebot politischer Klugheit, sondern als Gotteswort. Moses ist der erste Bodenreformer, der Vater aller jener Bestrebungen, die mit Leidenschaft verlangen, daß der Erdboden wieder seinen ursprünglichen, in der Schöpfung vorgesehenen Zweck diene, allen Menschen ihr Brot reichlich zu verschaffen, daß er nicht ein Mittel sein dürfe, Profit zu machen, die Menschen in persönliche Abhängigkeiten zu verstricken, die einen zur Dienstbarkeit zu zwingen, anderen arbeitsloses Einkommen zu sichern. Das Volk Israel ist nicht deshalb aus der Knechtschaft der Despotie in die Freiheit Gottes geführt worden, damit seine Glieder durch eine gottvergessen ungerechte Boden-

verteilung wieder in neue Knechtschaften komme. Die Erde ist und bleibt des Herrn, welcher der Gott aller ist, und soll deshalb Allen zu Gute kommen.

Da fällt nun bereits alles Rühmen der modernen Christen endgültig dahin, aller Hochmut, der uns etwa beim Lesen der israelitischen Opfervorschriften befällt. Was hätte wohl Moses zu uns modernen Christen gesagt, die auf den Schultern der Propheten, Jesu, Pauli und der Reformatoren stehend, sich ihres gnädigen Gottes freuen und sich gegenseitig den Boden absperren, die bis zu den Schönheiten der Natur und den Heilquellen, die der Schöpfer für alle Kranken springen läßt, jede neue Schöpfungsgabe nur dazu benutzen, um sich neue Tributmöglichkeiten zu sichern? Die Erde ist des Herrn und was darinnen ist, so tönt es über die Jahrhunderte weg in die zerrissene Christenheit.

Diese Gotteswahrheit hat vielleicht ihren mächtigsten und deutlichsten Ausdruck in der Idee des Halljahres gefunden. Immer nach neunundvierzig Jahren soll die Posaune geblasen werden. Da soll ein jeder wieder zu seinem Besitze kommen, soll wieder frei werden, auch wenn er in der Vergangenheit so tief in die Schulden gekommen ist, daß er sich sogar mit seiner Familie als Sklave verkaufen mußte. Es soll nicht möglich sein, daß ein Bauer, der sein Land mit Fleiß und harter Arbeit bewirtschaftet hat und durch Unglück betroffen, verschuldet worden ist, daß er es hat verkaufen müssen, für immer mit seinen Nachkommen von seiner Scholle vertrieben werden kann. Ueber allem Kaufen und Verkaufen, allem „freien“ Handel, über allem dem steht der Grundsatz: der Bodenbesitz muß so geregelt werden, daß das Recht Aller an die Erde und ihre Früchte gewahrt bleibt. Darum muß nach fünfzig Jahren immer wieder der Boden neu aufgeteilt, die Schuldenlast der Vergangenheit abgelöst werden. Ein Jeder soll wieder Gelegenheit haben, los vom Fluch des Vergangenen wieder neu anzufangen. Grund und Boden darf nicht endgültig verkauft werden, „denn mein ist das Land; denn ihr seid nur Fremdlinge und Beisessen bei mir. Daher sollt ihr in dem Lande, das ihr zu eigen habt, überall eine Wiedereinlösung von Grund und Boden gestatten.“

Welche weittragenden Gedanken liegen in diesen „unvernünftigen“ Vorschlägen! Wie beeilen sich doch die Gelehrten, uns die tröstliche Zusicherung zu geben, diese zwei „gutgemeinten“ utopischen Gesetze, die so revolutionär alle gewohnten Besitzverhältnisse, alle „erworbenen Rechte“ über den Haufen werfen, seien gottlob nie durchgeführt worden. Und doch, welche gewaltigen, auch für uns geltenden Gotteswahrheiten liegen darin geborgen, unabhängig von den einzelnen Vorschriften, die von ihnen getragen sind. Es kündigt sich darin eine neue Welt an, wo der Mensch wieder im Mittelpunkt der Schöpfung steht und sie im Bunde mit Gott wieder so bebaut, daß sie ihre Feindlichkeit verliert und die Quellen des

Lebens wieder in ungeahntem Reichtum fließen für die nicht mehr meisterlose, durch Privatwillkür zerspaltene, sondern in Gott geeinigte Menschheit, deren Glieder ihre Einzelinteressen immer wieder freudig dem Ganzen unterordnen.

Wie tief schneidet doch das Gesetz des Alten Testaments in die geheiligtesten Rechte des Privatbesitzes ein — und noch dazu im Namen Gottes. Wir sehen daraus mit aller wünschenswerten Klarheit: wenn heute etwa behauptet wird, Religion und Wirtschaftsleben seien von einander unabhängige Größen, das Erwerbsleben sei etwas Irdisches und deshalb seinen eigenen irdischen Gesetzen untertan, dem gesunden Menschenverstand, es habe sein Recht in sich, in der Religion aber möge sich der Mensch um sein Inneres und um seinen Gott kümmern — das alte Testament weiß von dieser künstlichen Zweiteilung nichts. Es weiß vielmehr, daß das Gegenteil wahr ist. Gott hat die Welt geschaffen und sie ist gut. Er, der der Vater aller Menschen ist und mit ihnen einen Bund schließen will, hat sie geschaffen, daß sie aller seiner Herrlichkeit voll werde, befreit von allem Frevel, der durch unsere Untreue hineingekommen ist. Alles Zusammenleben der Menschen, alle Verhältnisse und Ordnungen, auch die des Besitzes sollen ausdrücken, daß der Mensch geschaffen ist nach Gottes Bilde, der im vergangenen und künftigen Schaffen den Blick und die Pläne auf das Ganze gerichtet hat und will, daß irdisch und geistig allen Menschen geholfen werde.

Der selbe Glaube, daß Gott gelten muß auf dieser Erde, daß ihm die Ehre gegeben werden muß auf dieser Erde in allen ihren Verhältnissen, hat seinen noch klareren Ausdruck im Leben und Reden der Propheten erhalten. Er ist es, der ihnen die bald zornesvollen, bald wieder so innig tröstenden Worte eingibt, er ist der Grund ihres so drangvollen Lebens. Denn sie können sich nicht über alle Ungerechtigkeiten mit dem Trost auf ein besseres Jenseits trösten. Gottes Gerechtigkeit und Herrlichkeit muß sich offenbaren in diesem Erdenleben, sie wissen es nicht anders. Wenn es nicht geschieht, dann ist alle Religion falsch. Eine Religion, die ein Ersatz wäre für die alle Menschenverhältnisse durchdringende, gestaltende und erneuernde Gerechtigkeit Gottes, anerkennen sie nicht — sie ist Götzendienst, nicht Dienst Gottes. Daran ändert auch die individuell gefärbte Frömmigkeit eines Jeremia und der Psalmen nichts, wie sie sich dann entwickelte, als die Volksgemeinschaft darniederlag. Wohl bedeutet diese Verinnerlichung einen Fortschritt, eine Bereicherung des Verhältnisses zu Gott, aber sie erhebt sich doch auf derselben Grundüberzeugung. Auch Jesus stand auf ihr, er wollte, indem er den einzelnen Menschen aufrief, den Zug aufs Ganze nicht auslöschen, wollte nicht auflösen, sondern erfüllen. Er nahm ihnen die Gesetzlichkeit und die Ferne der Idee. „Was der alten Väter Schar höchster Wunsch und

Sehnen war“, das ist in ihm Fleisch geworden, Anfang einer neuen Schöpfung in Kraft. Die Ueberwindung des Todes steht nicht im Gegensatz zu diesem Schöpfungsglauben, sondern gehört hinein als die letzte Etappe in den Kampf um die Erlösung der ganzen sichtbaren und unsichtbaren Schöpfung.

Deshalb ist das Alte Testament vom Neuen wohl überboten, aber nicht überwunden. Was da angefangen und unvollendet abgebrochen worden ist, ist nicht aufgehoben, sondern nur aufgeschoben. Das Alte Testament zeigt uns etwas Großes, was uns das Neue in dieser Art nicht zeigt, die Anfänge göttlichen Lebens in einem ganzen Volk mit seinem ganzen irdischen und geistigen Leben, während das Neue Testament in seinen sittlichen Anweisungen begreiflicher Weise immer die Taktik der kleinen Herde berücksichtigt.

Zur Verdeutlichung sollen nur zwei Bilder aus der Geschichte der Propheten herausgenommen werden.

Es ist die Zeit des alljährlichen Opferfestes zu Bethel. Das ganze Volk, die Spitzen des Staates und der Kirche haben sich eingefunden, um Gott zu danken. Allen Frommen ist dieses Fest ein Genuß ihrer Seele. Durch all die prächtigen Gottesdienste, die erhebenden Gesänge und Gebete wird ihnen gemeinsam wieder aufs neue die Gewißheit: Gott ist mit uns. Und sie feiern das Fest gegenwärtig in einer Zeit, wo Gott seinen Segen besonders sichtbar gegeben hat. Die Ernten sind gut, die Grenzen des Landes sind gesichert, ja erweitert „mit Gottes Hilfe“ durch die militärischen Erfolge des Königs, Handel und Wandel blühen, die nationale Wohlfahrt in politischer und wirtschaftlicher Hinsicht hat die besten Ausichten. Gott ist mit dem Vaterland.

Mitten in dieses Volk tritt der Prophet Amos hinein und verkündet: Alles, was ihr da Frommes tut, ist nichts wert vor Gott, ja Frevel. Gott will nicht eure Opfergaben, Andacht und Gebete, sondern daß unbedingte Gerechtigkeit herrsche im Volk. Ohne sie entgeht ihr dem Gericht nicht. Aller nationaler Wohlstand, die Sicherheit und Macht des Vaterlandes ist nichts wert und wird verschwinden ohne Gerechtigkeit im Volksleben. Eure inbrünstigen Gebete sind Gott ein Greuel, solange ihr die Armen und Schwachen mißachtet, sie nach Belieben benachteiligt und entrechtet. Ihr achtet die Menschenrechte nicht und tut also eben das nicht, worauf es Gott allein ankommt.

Wir begreifen es, daß dieser Mann, der wie ein Blitz aus heiterem Himmel in ein so erhebendes Bundesfest von Religion und Vaterland hineinfuhr, von den staatlichen und kirchlichen Machthabern als Hezer und Wühler des Landes verwiesen wurde. Sein ganzes Wirken war ein Protest gegen alles Baalstum, die religiöse Weihe und den Kultus des Bestehenden, der „Wirklichkeit“, eine Absage insbesondere auch gegen den religiösen Patriotismus, die

Anbetung von „Gott im hehren Vaterland“, der ihm ein Göze war. Noch deutlicher als im Gesetz leuchtet hier die neue Orientierung in die Welt: nicht auf den Glanz des Vaterlandes, seine wirksame militärische Sicherung, noch auf seinen wirtschaftlichen Aufschwung kommt es an, sondern darauf, daß Gott lebt in der Gesellschaft, der Menschengemeinschaft. Dieses Leben aber zeigt sich in erster Linie im Schicksal der Geringen. Was sie für ein Los unter euch haben, darauf kommt es an, daran erkennen wir, ob es gut oder schlecht mit euch steht, war die Botschaft des Propheten. Wie donnert ein Jesaja: „Wehe denen, die Haus an Haus rücken, Feld an Feld reihen, bis kein Raum mehr ist und sie allein das Land besitzen!“ Wie geißelt er den Bucher im Handel, die Klassenjustiz, das Recht, das zwischen Großen und Kleinen Unterschiede macht, den Luxus des Reichen, der sich auf der Not der Armen erhebt. Immer wieder dieselbe große Orientierung: Gott muß gelten mit seiner Gerechtigkeit und deshalb muß der Mensch gelten. Das Vaterland hat keinen Wert an sich und wird verworfen, wenn nicht die einfachen Beziehungen von Mensch zu Mensch klar und edel sind, wenn nicht der Mensch im Menschen auch in seiner Arbeit geehrt wird. Ein Volk hat nur dann einen Wert vor Gott, steht nur dann fest, wenn es eine Stätte göttlichen Lebens ist, eine Offenbarung göttlicher Gerechtigkeit. Die Propheten wollten nichts davon wissen, daß die Erhaltung des Staates, so wie er ist in seinem augenblicklichen Bestand, die erste Voraussetzung zur Ermöglichung des Gottesreiches sei, ohne die Alles falle. Zuerst Gerechtigkeit, dann kommt alles Nötige von selber, dann sind wir in starker Hut. Das ist auch die dringenste Wahrheit für unser Vaterland: nicht Waffen, noch politisch kluges Lavieren, genannt Neutralität, können uns helfen, sondern allein soziale Gerechtigkeit.

Diese leidenschaftliche Forderung der Propheten ist getragen von einem Glauben an die gegenwärtig helfende Macht des lebendigen Gottes, der innig mit dem Schöpfungsglauben zusammenhängt, welcher, wie wir gesehen haben, durch das ganze Alte Testament geht. Diese Männer haben nicht nur die Ueberzeugung von einem großen Sinn und Ziel dieses Erdenlebens, nicht nur eine Botschaft des Gerichtes über die sozialen Mißstände der Menschen, sondern sie haben auch den kühnen Glauben, daß wirklich Gott den Menschen hilft, wenn sie all ihr Dichten und Trachten auf die Erfüllung seines Willens richten; wenn sie nicht rechnen mit den politischen „Notwendigkeiten“, Opportunitäten und Machtverhältnissen; sondern rechnen auf ihn, die einzige wahre Wirklichkeit. Das allein kann ein Volk halten und tragen.

Betrachten wir noch einmal das Wirken Jesajas. Der König von Juda steht draußen vor Jerusalem und zittert, denn zwei fremde Heere, ein Heer der Israeliten und ein Heer der Syrier ziehen wider ihn herauf und die Herzen des Volkes in der Stadt

beben vor Angst, wie die Bäume des Waldes beben im Winde. Der König prüft furchtsam und unsicher, ob die Stadt wohl eine Belagerung aushalten könne. Kann er vielleicht mit einem andern Staat ein Bündnis schließen, gibt es andere politische Möglichkeiten, die helfen könnten, das Vaterland zu schützen? Da tritt der Prophet zu ihm und spricht: „Fürchte dich doch nicht und verzage nicht wegen dieser beiden rauchenden Fackelstümpfen! Was sie beschlossen haben — nicht solls bestehen, und nicht solls geschehen. — Aber glaubst du nicht, so bleibst du nicht!“ Das ist die Botschaft der Propheten: Glauben, mit Gott sich verbinden, mit ihm, in seiner Wahrheit zusammenleben, Gerechtigkeit schaffen in allem menschlichen Gemeinschaftsleben, das ist das Fundament eines Volkes, worauf es steht, ohne das es fällt, auf das kommt es vor dem allmächtigen Gott allein an. Wie mächtig leuchtet uns aus dieser kleinen Geschichte der lebendige Glaube der Propheten entgegen, ein Glaube, der sich nicht darauf beschränkt, das Bestehende zu deuten und auf erlaubte oder unerlaubte Weise mit Gottes Ratschluß zusammenzubringen, der sich nicht auf Verheißungen für ein sich der Nachprüfung entziehendes Leben nach dem Tode beschränkt, sondern ein Glaube, der es auf die göttliche Kraftprobe im diesseitigen Leben ankommen läßt. Diese Männer glaubten daran und rangen immer von Neuem um den Glauben, daß Gott nicht nur trösten könne das betrübte Herz und später einmal selig machen, sondern daß er etwas tun könne auf dieser Erde, was sonst nicht geschieht, wenn Menschen in der Leidenschaft ihres Herzens ihm anhängen. Nirgends werden so große Anforderungen an Gott von Seiten der Menschen gestellt, wie im Alten Testament und nirgends so große von Gott an die Menschen. Es war den Frommen des alten Bundes selbstverständlich, daß es mit Gott nicht vereinbar sei, wenn Frevel und Ungerechtigkeit im Irdischen obsiegen, sondern daß sich seine Gerechtigkeit offenbaren müsse auf dieser Erde, denn ein Leben nach dem Tode spielte bei ihnen keine Rolle. Das ist der Grund jener ungeheuren Spannung, die sich durch die Reden von Männern der verschiedensten Zeiten im alten Bunde zieht. Es kommt jetzt darauf an, ob Gott ist oder nicht ist. Mag auch dabei ein Vergeltungsglaube mitwirken, der uns überwunden scheint, diese Dringlichkeit der Frage nach Gottes Gerechtigkeit muß auch in unsere Herzen wieder einziehen. Wenn der Sänger des 42. Psalmes so dringend harrt auf Gottes Licht und Treue mitten in der scheinbaren Widerlegung seines Glaubens durch die menschliche Ungerechtigkeit, die er erleidet, wenn Hiob ringt mit denselben Anstößen des Glaubens, die wir mit unserem Jenseitsglauben so anstandslos, oft elegant, beseitigen, wenn Jesaja es auch in der Politik auf die Kraftprobe ankommen läßt, es ist derselbe Glaube an den lebendigen Gott, der eine neue Welt schafft.

Dieser mächtige Glaube bleibt selbstverständlich nicht an den Grenzen des Vaterlandes stehen, sondern erhebt sich zum Schauen eines in Gott geeinigten Völkerbundes. Es ist wieder der Zug zum Ganzen, dem das Einzelne dienstbar ist. So wie die Männer, die Gott in früheren Zeiten erwählte, Vorläufer eines erwählten Volkes waren, so sollte wiederum dieses erwählte Volk der Vorläufer einer göttlichen Menschheit sein, eines neuen Reiches der Gerechtigkeit, der Liebe und des gegenseitigen Verstehens, wo Gott sein wird Alles in Allem. „Da werden die Völker ihre Schwerter zu Pflugscharen und ihre Spieße zu Sicheln umwandeln; kein Volk wird mehr gegen das andere das Schwert aufheben und sie werden nicht mehr kriegen lernen.“ Es ist ein Reich, das weit über alle Berechnungen unseres spekulierenden Verstandes hinausgeht, wo die Erde ihre Feindseligkeit und Kargheit verliert und die Brunnen der erneuerten Schöpfung wieder herrlich zu rauschen beginnen dem neuen Menschengeschlecht, das wieder zu Gott zurückgekehrt ist. Wo der Kampf ums Dasein, der jetzt unserem armen, gefangenen Verstand das Gesetz der Wirklichkeit zu sein scheint, seine Gleichgültigkeit verliert, wo selbst die wilden Tiere ihre Wildheit verlieren und nebeneinander liegen.

Das ist der Glaube des Alten Testaments, eine Botschaft, der wir in unserem Innersten Recht geben müssen. Auch Jesus hat diesen Glauben nicht aufgelöst, sondern wollte ihn erfüllen. Es war die Welt, in der auch er lebte.

Wenn wir heute von diesem Glauben reden, so dürfen wir uns sagen: trotz dem traurigen Bilde, das wir anfangs entwerfen mußten, gibt es eigentlich doch kein Geschlecht, das diesen Wahrheiten des Alten Testaments offener sein sollte als das unsrige.

Denn eben diese Wahrheiten sind es, die uns aufleuchten mitten aus dem Schrecken des Weltkrieges, wie die Sterne heller leuchten in der Nacht. Viel Erstaunliches mußten wir erleben wider alle Wahrscheinlichkeiten, die wir uns ausgedacht hatten, aber das Erstaunlichste ist doch die Tatsache, daß die Völker immer noch so leben können. Millionen sind gefallen und zu Krüppeln geschossen, Männer in ihrer besten Kraft, Millionen der arbeitsfähigsten Leute sind der aufbauenden Arbeit seit mehr als zwei Jahren entzogen, gewaltige Teile der übrig bleibenden Bevölkerung widmen sich der Vorbereitung der Zerstörung. Handel und Industrie, der Weltverkehr, von dem wir so abhängig sind, stockt, die Erde kann infolge Mangels an Arbeitskräften nicht mehr mit der nötigen Intensität bebaut werden. Milliarden an Kulturwerten sind und werden noch vernichtet zu Wasser und zu Land und so Lebensmittel in gewaltigem Umfang dem Gebrauch vorenthalten, blühende Ländereien, die alle Jahre reichen Ertrag boten; sind zur Wüste gemacht. Und trotzdem verhungert die Menschheit nicht, scheint auch nicht verhungern zu wollen, wenn der Krieg noch Jahre dauert, nur

weil sich jedes Volk, der Not gehorchend, inniger zusammenschließen mußte, sein Wirtschaftsleben auch nur ein wenig nach den Interessen der Allgemeinheit organisieren, nur ein wenig mehr dem Gesetz der gegenseitigen Hilfe Raum geben mußte. Drängt uns diese Tatsache nicht geradezu die Erkenntnis auf: wenn die Menschheit trotz Allem, was sie jetzt tut, trotz dieser gewaltigen Zerstörungssarbeit nicht verhungert, was könnte aus ihr werden, wenn nur einmal all diese Zerstörungskräfte im gemeinsamen Kampf gegen Uebel und Not, Hunger und Krankheit Verwendung fänden. Wir wissen es jetzt, in keiner Zeit wurde es deutlicher offenbar: wenn die Menschen sich zusammenschließen wollten, so leben, wie Gott es will, dann trägt die Erde reichlich für alle Menschen, Wüsten werden zu fruchtbarem Land, dann muß es keine Armut mehr geben, auf der sich schwelgender Reichtum erhebt, der nie sicher ist, selber wieder in die Welt der Entbehrung zurückzusinken. Dann schwindet vor der Macht tragender Solidarität die Unsicherheit des Einzelschicksals, die all die Last der Arbeit verursacht. Dann muß vor diesem gotterfüllten Gemeinschaftsleben der alte Fluch der Erde schwinden. Es ist so, wie die Bibel es sagt und glaubt durch alle Stürme der Menschengeschichte hindurch: die Erde ist gut und alles Verderben kommt vom Abfall der Menschen. Durch allen Fluch hindurch leuchtet noch immer so mannigfach die Freundlichkeit Gottes durch seine Schöpfung. Sie will noch einmal Gottes und seiner Herrlichkeit voll werden.

Noch etwas drängt sich uns in diesen Zeiten mit Macht auf: wir sehen, wie es mit der bisherigen auf privates Heil eingestellten Frömmigkeit nicht weiter geht. Wir dürfen nicht stehen bleiben beim Erbe der Reformation. Oder sollen wir warten, bis der letzte seines gnädigen Gottes gewisse Deutsche dem letzten desselben Gottes frohen Engländer eine Kugel durch den Kopf gejagt hat, bevor wir uns wieder zu der Erkenntnis des Alten Testaments hindurchringen: Gott will nicht nur ein Tröster einzelner Seelen sein, sein Wille geht auf das Ganze des irdischen Lebens, er will das Völkerleben mit seinem Geiste der Gerechtigkeit durchdringen. Wir können unmöglich weiterfahren zu unterscheiden zwischen einem irdischen Zufällen oder Notwendigkeiten preisgegebenen äußeren und einem in Gott geborgenen innern Leben; wenn wir nicht zu Grunde gehen sollen. Die Reformation hat uns wieder befreit vom Druck einer religiösen Gesetzhlichkeit, hat uns wieder den unmittelbaren Zugang zum Vater geöffnet, sie hat dem Christen wieder die Bibel gegeben mit all ihrem quellenden Leben, ihren gewaltigen Hoffnungen und Verheißungen. Aber gerade deswegen: die Reformation — wir sagen es mit Ehrfurcht — war ein Anfang. Sie hat das Tor aufgebrochen — wir müssen nun hineingehen, wieder neu uns schenken lassen all die biblischen Wahrheiten, zu deren Entdeckung die Kraft der Reformatoren nicht

mehr gereicht, weil schon ihre Aufgabe riesengroß war. Wir dürfen besonders jetzt, wo wir uns wieder anschicken ihre große Tat zu feiern, nicht dabei stehen bleiben, immer wieder das Faktum der aufgebrochenen Tür zu bewundern. Das ist immer die wahre Treue gegen eine große Vergangenheit gewesen, daß man ihr Werk fortsetzt. Freiheit von den Werken einer moralistischen Gesetzhaltigkeit, getrösteter Sünder Schmerz, es ist etwas großes und doch — zu wenig. Wir alle wollen uns der tröstlichen Hoffnung freuen, einst selig sterben zu dürfen, dessen gewiß, daß, was in uns an ewigem Leben hienieden lebendig geworden, über den plötzlichen Abbruch des Todes hinaus von Gott weitergeführt wird. Aber auch das, wir sagen es im Einklang mit den Verheißungen der Bibel, die uns die Reformatoren in die Hand gedrückt haben — es ist zu wenig. Wir müssen — die Not der Zeit verlangt es flehentlich von uns — wieder diejenigen Wahrheiten auf den Leuchter stellen, welche die Reformation noch nicht ins Zentrum gesetzt hat, die Wahrheiten, auf die alle Welt wartet, die aller Schwäche einer aufs Heil des Einzelnen abstellenden Kirche ein Ende machen müssen.

Es ist der Glaube an das kommende Reich Gottes, den wir mit der Leidenschaft und der Freude unseres Herzens umfassen wollen. Er ist es, den wir in seiner ganzen biblischen Tiefe ergreifen müssen, wenn unsere Hoffnung auf eine vom Geldwesen erlöste Menschheit ein rechtes Fundament haben soll. Wir sind in Heil und Unheil unauflöslich verknüpft, sind Brüder. Ueber unserem Einzelheil, es umfassend und tragend, weit hinausgehend selbst über unsere soziale Hoffnung, steht als das große Ziel alles Menschenlebens die erneuerte Schöpfung, die wieder zu Gott zurückgekehrt ist. Es ist der Glaube an eine neue Welt Gottes, wo sein Wille Alles neu macht, ebenso sehr ins Einzelne hineindringt als auf das Ganze geht, wo Gottes Gerechtigkeit nicht nur Raum gegeben wird in unseren Herzen, sondern in der ganzen Schöpfung, der uns hell aus dem Alten Testament entgegenstrahlt, der Glaube, in den wir wieder hineinwachsen müssen, von dem wir leben können.

Max Gerber.

Die Internationale.

Am 3. September, dem „roten Sonntag“, sah ich im Kinderspiel das Bild der Internationale. Die Kinder der Sonntagschulen von Delsberg und den umliegenden Dörfern kamen auf einer im Mittelpunkt gelegenen Waldwiese zusammen und tummelten sich im prächtigen Sonnenschein. Eben sang die Sonntagschule von C., um ihre Lehrerin versammelt, ein Lied. Die weite Wiese am Bergabhang war mit mannigfaltigen zwanglosen Gruppen besät. Da nahm